Stimmen der Vernunft aus dem Nothilfebereich.

Carsten Schmidt, Musa Rahimi* und Samson Ephrem* im Gespräch

Wenn wir etwas über die Pandemie gelernt haben, dann wohl dies: Bereits bestehende Ungleichheiten werden sichtbar. Was aber wird im Bereich der Nothilfe zutage gefördert? Dort, wo es um das Grundlegendste geht, um die Essenz und die Legitimation einer modernen Staatsgewalt: die Achtung der Menschenwürde? Drei Experten geben Auskunft zum Leben in Nothilfestrukturen.

Carsten Schmidt, Sie sind Leiter der Fachstelle Migration bei den Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn, welche sich auch im Bereich der Nothilfe für abgewiesene Asylsuchende einsetzt. Warum das Engagement?

Carsten Schmidt: Als man die Nothilfe 2008 mit der Asylrechtsverschärfung einführte, hatte man die Sozialhilfe für Menschen mit einem negativen Asylrechtsentscheid gestrichen und ihnen noch das absolute Minimum als Nothilfe ausbezahlt. Diese war für den kurzen Zeitraum bis zur Ausreise gedacht. Damit war die klare Botschaft verbunden, dass sie das Land nun endgültig verlassen müssen. Nun hat sich aber alles etwas anders entwickelt als damals vorgesehen: Es gibt viele Nothilfebeziehende, die über längere Zeit hinweg in einer solchen Situation ausharren müssen. Wir stellen eine grosse Verelendung bei den Langzeitbeziehenden von Nothilfe fest – insbesondere bei den Kindern. Um die ärgste Not zu lindern, haben die Kirchen darum Angebote und Strukturen aufgebaut wie Beratungsstellen, Mittagstische oder die Seelsorge als Minimum an psychosozialer Betreuung, die sonst häufig in diesen Kontexten fehlt.

Können Sie die Situation näher beschreiben, in der die Langzeitbeziehenden von Nothilfe ausharren müssen?

Schmidt: Einerseits leiden sie an materieller Not, andererseits an der Isolation aufgrund dieser Not. Sie sind meist in abgelegenen Gemeinschaftsunterkünften untergebracht, dürfen nicht arbeiten oder an Integrationsangeboten teilnehmen. Sie sind an die Unterkunft gebunden, welche bewusst keine Tagesstruktur bietet, um es ihnen zusätzlich ungemütlich zu machen. Es handelt sich um ein Regime, das Menschen krank macht, wenn sie nicht die Möglichkeit haben, die Schweiz zu verlassen.

Welche Rolle ist dem zivilgesellschaftlichen Kontakt in diesem Kontext beizumessen?

Schmidt: Vor allem auf der psychischen Ebene ist die Hilfe überlebenswichtig für die Betroffenen. Dass Leute da sind, die sich für sie engagieren, hilft ihnen, nicht gänzlich zu verzweifeln. Teilweise entstehen auch Freundschaften daraus. Das ermöglicht ihnen, wieder als Mensch wahrgenommen zu werden und nicht als Abgewiesener XY.

Musa Rahimi, Sie leben seit Jahren von der Nothilfe. Wie muss man sich ein Leben in einer Nothilfeunterkunft vorstellen?*

Musa Rahimi: Man bekommt ein Dach über dem Kopf, Geld und eine Krankenversicherung. Im Nothilfekontext heisst das: Ich lebe von CHF 8.50 am Tag – sofern ich zweimal täglich zu vorgegebenen Zeitfenstern meine Unterschrift abgebe. Ich muss also jeweils abwägen, ob ich das Zentrum für einen Deutschkurs oder einen Besuch in einem Treffpunkt verlassen möchte, oder lieber Geld für Nahrungsmittel erhalte. Wenn ich auf den Terminkonflikt aufmerksam mache, heisst es, dass ich das nicht brauchen würde, weil ich ein abgewiesener Asylsuchender bin. Ich bin in einem Massenschlag mit vier weiteren Personen untergebracht. Insgesamt sind wir an die siebzig Personen im Zentrum. Wir teilen uns eine Küche. Arztbesuche liegen im Ermessen der Betreuungspersonen.

Samson Ephrem, Sie leben mit Ihrer Frau und Ihrem Kleinkind seit mehreren Jahren in der Langzeitnothilfe. Wie gestaltet sich Ihr Leben als Familie?*

Samson Ephrem: Wir leben in einen Container und teilen die Toiletten und eine Küche mit ungefähr neunzig Per-

sonen, Vorher hatten wir im Asylheim noch eine kleine Wohnung, wo unser Kind in Ruhe schlafen konnte. Als abgewiesene Asylsuchende sind wir nun Illegale und werden wie Kriminelle behandelt. Des Öfteren kommt die Polizei vorbei und verhaftet Bewohner. Auch bei uns klingelten sie mitten in der Nacht, kamen in unseren Container und verlangten von mir, mich auszuziehen. Dann durchsuchten sie meinen Körper. Mein Kind konnte danach für längere Zeit nicht mehr richtig schlafen. Um ihm die Angst etwas zu nehmen, habe ich ihm gesagt, dass die Polizei unser Freund sei und da ist, um uns zu schützen.

Aufgrund der Pandemie gilt ein Besuchsverbot in den Notunterkünften. Die zivilgesellschaftlichen Beschäftigungsangebote sind auch weggefallen. Was bedeutet das für die ohnehin schon eingeschränkte Lebenssituation?

Ephrem: Die Freiwilligenarbeit, der Deutschunterricht, die Familientreffen, der Gottesdienst – alles ist weggefallen. Auch die Freiwilligengruppen, die mit den Kindern spielten, sie ab und an aus dem Zentrum brachten und damit vor allem auch die Mütter entlasteten, gibt es nicht mehr. Wir sind jetzt meistens alleine zu Hause. Die Zimmer sind für gegenseitige Besuche zu klein, um die Abstandsregeln einzuhalten. Wenn sich jemand von uns dreien ansteckt, dann wären wir während der Quarantäne in unserem Zimmer eingeschlossen, das so breit wie unser Bett ist. Unser Kind leidet sehr unter der Eintönigkeit. Einmal in der Woche geht es in die externe Spielgruppe. Seine Vorfreude ist jeweils so gross, dass es nachts um vier Uhr aufwacht und fragt: «Gehen wir jetzt in die Spielgruppe?»

Rahimi: Waren die Umstände vorher schon unerträglich, so gibt es für die jetzige Situation keine Worte mehr. Vor dem Besuchsverbot erhielten wir von einigen Engagierten noch Nahrung und Kleidung. Ein Grossteil des Sports und die damit verbundenen Freundschaften sind weggefallen. Den Deutschkurs, den ich besucht habe, findet zwar noch online statt, aber ich kann nicht zwei Stunden lang Sprachübungen am Telefon machen. Wir haben hier keinen Aufenthaltsraum, und meine vier Zimmergenossen brauchen verständlicherweise Ruhe. Was bleibt, ist das Joggen und sporadische Freiwilligeneinsätze. Ansonsten versuche ich, mich mithilfe von Youtube-Kursen selbst weiterzubilden.

Musa Rahimi, Sie haben während des ersten Lockdowns einen Corona-Ausbruch in einer Notunterkunft miterlebt. Rund die Hälfte der dort Untergebrachten – darunter auch Sie – hatte sich dabei mit dem Virus infiziert. Können sich die Bewohnerinnen und Bewohner nun vor einer Ansteckung schützen?

Rahimi: Ich bin nicht mehr in einem Bunker untergebracht. Ausser dass ich jetzt Sonnenlicht und frische Luft habe, sind die Umstände aber nicht gross anders. Unsere Betten sind genug weit auseinander, dass ich zum Schlafen die Gesichtsmaske ausziehen kann. Die Platzverhältnisse gebieten es aber, dass ich sie sonst tragen muss. Die Gefahr, sich dennoch anzustecken, ist real: Die Küche ist durchgehend überfüllt, da es keinen Plan gibt, der die Küchenbenutzung organisieren würde. Weder das *social distancing* noch der Kauf von Vorräten oder Desinfektionsmitteln sind möglich. Auch das Betreuungspersonal fürchtet sich vor einer Ansteckung. Wir dürfen ihr Büro nicht mehr betreten, und sie kommen kaum mehr heraus. Wenn ich die Unterschrift abgebe, muss ich die Hände zuerst desinfizieren und sie dann durch ein kleines Loch in der Plexiglasscheibe schieben.

Was ist das grösste Problem in der Notunterkunft?

Ephrem: Das Problem Nummer eins ist immer die Angst. Wir wollen nur leben. Aber gleichzeitig haben wir den Lebenssinn fast verloren und stehen unter ständigem Stress. Die meisten getrauen sich nicht einmal, über ihre Situation offen zu sprechen. Wir Nothilfebeziehenden müssen noch mutiger werden und für unser Leben kämpfen. Was wir wollen, ist nicht mal unbedingt die normale Freiheit, aber *freedom of mind*. Wir wollen einen freien Kopf.

Carsten Schmidt, was sind die Folgen dieses Regimes für die Betroffenen?

Schmidt: Sie werden krank. Wir stellen eine enorme psychosoziale Verarmung fest. Zum Teil verlieren sie die gewonnenen Fähigkeiten. Viele haben massive psychische Probleme. Das erstaunt nicht. Wenn man im psychiatrischen Lehrbuch nachschauen würde, wie man Depressionen und Entwicklungsstörungen vermeidet, und dann das Gegenteil macht, dann kommen die Settings in solchen Rückkehrzentren dem sehr nahe.

Von offizieller Seite heisst es, die Bedingungen in den Notunterkünften seien menschenwürdig. Wie sehen Sie das?

Schmidt: Die Verantwortungsträger, die finden, dass das durchaus ein menschenwürdiges Leben sei, sollen es doch mal ausprobieren – gerne länger als ein paar Wochen und ohne dass der Kühlschrank davor gefüllt wurde. Dabei müssten sie aber beachten, dass sie immer noch über eine ausgezeichnete Perspektive verfügen und nicht annähernd an die Situation jener herankommen, die ebenfalls in diesen Strukturen leben, wie beispielsweise Alleinerziehenden oder Traumatisierte.

Die Nothilfe dient der Existenzsicherung von abgewiesenen Asylsuchenden bis zu ihrer Ausreise. Sie soll die Betroffenen aber auch dazu veranlassen auszureisen. Auf dem Papier eigentlich eine faire Lösung für alle Beteiligten. Wo müsste Ihrer Meinung nach angesetzt werden?

Schmidt: Zuerst einmal müsste das Problembewusstsein aufkommen. Es gibt mehrere Tausend Menschen, die in einer Art unter dem Nothilferegime leiden, die wir nicht mehr verantworten können. Es ist frappierend, wenn man mit den Verantwortlichen beim Bund und den Kantonen spricht: Es kommt immer nur die Antwort, dass sie halt gehen müssen. Es ist wichtig, dass diese Blockade durchbrochen wird, damit gemeinsam pragmatisch nach Lösungen gesucht werden kann. Was man nicht machen darf, ist stur an diesem System festhalten und die immensen «Kollateralschäden» in Kauf nehmen.

Was wären mögliche Lösungsansätze?

Schmidt: Die Kirche hat auch keine Patentlösung. Es müsste wohl einen Mix an Massnahmen sein, die auf verschiedenen Ebenen ansetzen: Die Beurteilung der Sicherheitslage in den Herkunftsländern der Asylsuchenden ist teilweise falsch und müsste korrigiert werden. Ein anderer Ansatzpunkt ist die Härtefallregelung. Die Schwelle ist dort insbesondere für Familien mit Kindern viel zu hoch und wird von einzelnen Kantonen willkürlich hochgeschraubt. Bei Fällen mit primär wirtschaftlichem Fluchthintergrund könnte auch ein weiterer Ausbau der Rückkehrhilfe zur Lösung beitragen.

Samson Ephrem, was wünschen Sie Ihrem Kind?

Ephrem: Es ist noch sehr jung. Aber es versteht schon sehr viel vom Leben: Es wünscht sich, einmal Präsident oder Richter zu werden, damit er für alle Menschen schauen und ihnen die gleichen Rechte geben kann.

Musa Rahimi, möchten Sie den Leserinnen und Lesern von terra cognita etwas mitteilen?

Rahimi: Wir sind Menschen. Wir sind nicht aus Stein. Wir haben ein Herz. Wir haben Wünsche. Wenn die Leserinnen und Leser unter diesen Bedingungen nicht leben könnten, dann können wir das auch nicht.

Soccorso d'emergenza

Sulla carta, sembra una soluzione equa: i richiedenti l'asilo la cui domanda è stata respinta con decisione negativa e che devono lasciare il Paese ricevono il minimo assoluto a titolo di soccorso d'emergenza per garantire la loro esistenza fino alla partenza. C'è però un numero non trascurabile di beneficiari di tale soccorso che non può tornare nel proprio Paese d'origine e vive quindi da anni nelle strutture d'emergenza. Strutture progettate per essere il meno accoglienti possibile. In questo contesto, il contatto con la società civile è vitale, non solo a livello materiale, ma anche e soprattutto a livello psicologico.

La pandemia si è abbattuta sui beneficiari del soccorso d'emergenza con tutta la sua veemenza. A causa delle misure di protezione, è stato imposto il divieto assoluto di rendere visita a chi vive in un alloggio d'emergenza. Anche le opportunità di lavoro offerte dalla chiesa e dalla società civile sono venute meno. Due persone direttamente interessate e Carsten Schmid, responsabile di un servizio ecclesiastico per l'integrazione degli stranieri, parlano delle conseguenze di tutto ciò sulla situazione già vulnerabile dei beneficiari del soccorso d'emergenza, di come si è potuti arrivare a questo punto e di cosa si potrebbe fare per migliorare le cose.

Die Namen mit einem Sternchen (*) sind fiktiv. terra cognita bedankt sich bei «Unsere Stimmen» für die Vermittlung der direktbetroffenen Interviewpartner.

CARSTEN SCHMIDT
ist Leiter der Fachstelle Migration bei den Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn.

MUSA RAHIMI*
ist ein junger Mann, der seit mehreren Jahren im Kanton Zürich von der Nothilfe lebt.

SAMSON EPHREM*
ist ein junger Familienvater in der Langzeitnothilfe im Kanton Zürich.

Die Fragen stellte Kaja Gebremariam.